5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

General-Anzeiger

für Halle und die Provinz Sachsen

5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Böllbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 101 — Halle, Freitag den 12. April — 1918

Günstiger Verlauf der Schlacht bei Armentières.

Die Vorstädte von Armentières in deutscher Hand. — Die Lawe überschritten.

(W. T. B.) Berlin, 11. April abends. (Amtlich.) **Die Schlacht bei Armentières nimmt weiterhin einen günstigen Verlauf. Wir sind in die Vorstädte von Armentières eingedrungen. Südlich von Estaires wurde die Lawe an einigen Stellen überschritten.**

Bei Armentières.

Im Laufe des 10. April wurde bei fortschreitendem Angriff der Südrand von Armentières erreicht und der Uebergang über die Lys bei Erquinghem erzwungen. Nördlich Armentières wurde das Dorf Plouastaert im Sturm genommen. Von der 40. und 50. englischen Division, die bereits in der großen Schlacht beiderseits der Somme schwer geblutet hatten, wurden Gefangene eingebracht. Weitere Gefangene stammen von der 34., 57., 14., 21., 25. und 31. Division. Die beiden letztern waren aus Flandern eilig abtransportiert und gleichfalls in abgekämpftem Zustande zum zweiten Male eingesetzt worden. Besonders schwer litten die Highlanders, deren Ersatz aus jungen Burschen bestand. Der Feind, der an einzelnen Stellen außerordentlich heftigen Widerstand leistete, hatte schwere blutige Verluste. Dank der ausgezeichneten deutschen Artillerievorbereitung und der völligen Ueberraschung des Feindes sowohl nördlich wie südlich Armentières blieben die deutschen Verluste gering. (W. T. B.)

Im Anschluß an unsere Operationen südlich Armentières sind am 10. April auch die Divisionen im Raume nördlich dieser Stadt beim Kanal Comines-Ypern zum Angriff übergegangen. Bereits um 1 Uhr Nachts waren zwischen Frelinghien und Houften drei große und zahlreiche kleine Brücken über die Lys fertiggestellt. Als am frühen Morgen die Artillerie und die Minenwerfer ihr Vernichtungsfeuer eröffneten, hatten die Sturmtruppen die starken Hindernisse zum Teil schon überwunden. Trotz des unbeschreiblichen Schlammes, der namentlich die Lysniederung in einen Sumpf verwandelte, wurde der Angriff mit bewundernswerter Schnelligkeit von unserer Infanterie vorgetragen. Die erste und die zweite Linie fielen im ersten Anlauf. Die feindliche Artillerie war von der unserigen stellenweise fast vollkommen zum Schweigen gebracht worden. Ein Bataillon eroberte im Sturm allein 13 Geschütze. Nebel erschwerte unserer Artillerie das Auffinden der feindlichen Maschinengewehrnester; mit Handgranaten mußten sie von der Infanterie niedergekämpft werden. Bereits gegen Mittag erlag Messines dem Ansturm; basselbe Messines, das am 7. Juni 1917 nach heißen Kämpfen dem Engländer überlassen werden mußte. Ein merkwürdiger Zufall, daß dieselbe englische Division, die damals Messines eroberte, es heute wieder an die Deutschen verlieren mußte. Die Gefangenen entstammen großenteils Divisionen, die erst vor wenigen Tagen aus der großen Schlacht in Frankreich herangezogen wurden, um sich an ruhiger Front zu erholen. Ihre großen Verluste konnten durch jungen unerfahrenen Ersatz nur notdürftig ergänzt werden. Der deutsche Angriff überraschte sie vollkommen. Trotz Nebels, Nasse und Kälte drangen die Deutschen unermüdlich vorwärts. Die Artillerie überwand mit den schweren Geschützen die verschanzte und verschossene Niederung, um der vorrückenden Infanterie zu helfen. (W. T. B.)

Zum Einbruch zwischen Armentières und La Bassée-Kanal.

(W. T. B.) Deutsche Infanterie, begleitet von den Feuerwellen der eigenen Artillerie, brach jeden Widerstand und ging unaufhaltsam bis an den breiten sumpfigen Lys-Abschnitt vor. Hier trat der erste Halt ein, die Brücken waren gesprengt, die Wege ungangbar geworden und in den jahrelangen Kämpfen förmlich in die Tiefe gesunken. Geschoßtrichter an Geschoßtrichter schienen jedes Vordringen von Geschützen auszuschließen. Die Brückentrains drohten von dem morastartigen Boden eingeschlossen zu werden. Dennoch ging es vorwärts. Tausende von Pionieren, Arbeitskolonnen und Infanteristen schafften mit aller Macht bis zur körperlichen Erschöpfung an der Herstellung von Behelf aller Art, aus jedem nur denkbaren Material, um den Nachschub der Kampftruppen zu sichern. Die feindlichen Stellungen wurden niedergelegt, Flußläufe, Wassergräben, tiefe Granattrichter überbrückt, und das Unglaubliche geschah: schon bei einsetzender Dämmerung standen Artillerie und Brückenkräfte zur weiteren Verwendung am Südufer der Lys bereit, und noch in der gleichen Nacht gelang es der unermüdlichen und unvergleichlichen deutschen Infanterie mit Behelfsmaterial aller Art, einzeln und in Gruppen, später in Zügen und Kompagnien trotz heftigster feindlicher Gegenwirkung das Nordufer des Flusses zu gewinnen. Eine magische Gewalt trieb jeden einzelnen vorwärts. Was menschlicher Wille und menschliche Körperkraft zu überwinden überhaupt imstande sind, wurde geleistet.

Die Schlacht an der Lys.

Ein höherer Generalstabsoffizier berichtet vom Kampffeld:

Wenn die bisherigen Leistungen der deutschen Armee noch übertroffen werden konnten, so sind sie am 9. April überboten worden. Die Schwierigkeiten des Angriffes in diesem Gebiet lagen vor allem in den Geländeverhältnissen. Der Boden war so durchfeuchtet, daß in frische Granattrichter das Wasser oft mit solcher Schnelligkeit eindrang, daß Hilfe notwendig war, um in die Trichter gestürzte Verwundete vor dem Tode des Ertrinkens zu retten. Im Frieden hätte man einen Angriff über diese Gelände für unmöglich gehalten. Auch die Engländer schienen diese Ansicht zu hegen, denn nur so erklären sich ihre Dispositionen. Aus Sorge vor einem deutschen Durchbruch bei Armentières hatten sie hier ihre Verteidigungslinie wesentlich geschwächt.

Zunächst wurde die gegnerische Artillerie zum Schweigen gebracht, dann wurden die feindlichen Infanteriestellungen sturmreif geschossen; zaudernd rollte das Feuer bis 8.45 vormittags. Da erhoben sich, den Sturm auf dem Hauptbuckel, die von englischen Soldaten arg verhöhnten „deutschen Kaninchen“ aus ihren Löchern und stürzten auf die feindlichen Linien. Die Portugiesen wagten kaum einen Widerstand. Die ersten Gefangenen sagten aus, daß ganze portugiesische Regimenter in hilflosem Schrecken zur wilden Flucht sich gewandt hätten und in Richtung Hagebrouck verschwunden seien.

In das ganze Verteidigungssystem hatten die Deutschen eine klaffende Bresche geschlagen. Nunmehr begann das Vernichtungswerk nach rechts und links gegen die staubhaltenden englischen Truppen. Eine der englischen Divisionen hatte sich eben angeschickt, die Portugiesen abzulösen. Teile ihrer Infanterie wurden in der Flanke und im Rücken gefaßt und kompagnieweise zu Gefangenen gemacht. Unaufhaltsam aber stürzten die Massen der deutschen Infanterie vorwärts gegen die träge strömende Lys. Das Unerwartete, Unerhörte geschah. Eine tiefgegliederte, einen ausgedehnte Verteidigungsfront von acht Kilometer Tiefe wurde einfach über den Haufen gerannt. „Die feindlichen Linien sind durchbrochen!“ — wie ein zündender Funke lief sie von Mund zu Mund. Man muß die deutschen Truppen gesehen haben, wie sie auf diese Nachricht von allen Seiten und auf allen Wegen antrafen. Das Wort Hindernis war nur mehr ein Wort. In jedem einzelnen Mann schienen übernatürliche Kräfte entfesselt. Tausende von Gefangenen, weit über 100 Geschütze waren bereits bis zum Abend des 9. April, am Geburtstage des ersten Generalquartiermeisters General Ludendorff, in den Händen der Sieger. Der 9. April 1917 war an der englischen Armee gerächt.

Der Durchbruch durch die portugiesische Front.

h. Haag, 11. April. (Eigene Drahtmeldung.) Der Korrespondent der „Morning Post“ bei der englischen Armee in Frankreich meldet: Das Ziel des jüngsten Angriffes der Deutschen war ursprünglich, die Front zu durchbrechen, und zwar dort, wo die Portugiesen auf beiden Seiten von Neuve Chapelle sie besetzt hielten. Sie wollten dann von Bac St. Maur nach Lys eindringen, von dort nach Givenchy und dann in der Richtung Béthune weiter marschieren. Dies erklärt auch, warum die schwerste Beschießung auf die portugiesische Front konzentriert war. Um ½6 Uhr morgens wurde das Feuer von der ersten nach der zweiten portugiesischen Linie verlegt. Darauf kam die feindliche Infanterie zum Vorschein. Sie besetzte den ersten Laufgraben, trotzdem die Portugiesen hartnäckigen Widerstand boten, bis sie buchstäblich überwältigt waren. Gegen 7 Uhr war der Feind in Fauquissard hinter unserer westlichen Frontlinie. Wenige Minuten später wurde das Sperrfeuer von neuem nach hinten verlegt und die zweite portugiesische Linie angegriffen. Gegen 11 Uhr waren die Deutschen in Laventie. Die portugiesische Artillerie wurde gut bedient, aber einige Kanonen mußten im Stich gelassen werden, da die Bespannung nicht durch das Sperrfeuer gebracht werden konnte. Einige Batteriebesatzungen wurden fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Die wenigen Ueberlebenden brachten die Verschlußstücke mit zurück, so daß nur einige unbrauchbare Kanonen in den Händen der Deutschen zurückblieben.

Die schweren portugiesischen Verluste.

Wie schwer die portugiesischen Verluste sind, erhellt daraus, daß einer einzigen deutschen Sammelstelle 64 Offiziere und 1069 Mann eingeliefert wurden. Zwei dezimierte portugiesische Regimenter wurden nach Boulogne zurückgezogen, um dort neu organisiert zu werden. Der deutsche Angriff hat den Gegner völlig überrascht, denn in der Nacht vom 9. zum 10. April sollte die zweite portugiesische Division durch eine englische abgelöst werden. Ein portugiesischer Brigadestab wurde gefangen genommen; er war völlig ahnungslos, da während der deutschen Artilleriebeschießung sofort die Verbindungen nach vorwärts und rückwärts aufhörten. Plötzlich standen die Deutschen vor dem Unterstande des Brigadestabes. Mannschaften und Offiziere wußten nichts von dem großen deutschen Erfolge beiderseits der Somme. Den Mannschaften war gesagt worden, daß sie bei nachgelassener Tapferkeit ein Brandmal ins Gesicht erhielten und nach Rückkehr in die Heimat schwer bestraft werden würden. Alle Meldungen beweisen, daß die völlig versagende englische Führung auch hier wieder die Hauptschuld an einer schweren blutigen Niederlage trägt. (W. T. B.)

Französischer Wink an England.

(T. U.) Genf, 11. April. Die jüngste Havasnote betont bei Besprechung des deutschen Vorstoßes zwischen La Bassée und Ypern: Es sei eine dringende Notwendigkeit für die englischen Reserven, die Lage wiederherzustellen, denn wenn die Deutschen weiter Boden gewännen, würde die Lage kritisch werden.

Der finnische Bürgerkrieg.

Verfolgung der Roten Gardisten.

ep. Stockholm, 11. April. (Eigene Drahtmeldung.) Die Verluste des finnischen bürgerlichen Heeres bei Tammerfors belaufen sich auf 300 Tote und 900 Verwundete. Ein Teil der gefangenen Roten Gardisten wird zwangsweise zur Arbeit in den Fabriken angehalten werden. Die Weißen rücken ständig gegen Tavastenu und Björneborg vor. Die Roten ziehen sich weiter zurück.

Die russische Flotte.

Deutsche Aufforderung zur Abrüstung.

(W. T. B.) Moskau, 10. April. (W.-T.-U.) Folgender Funkspruch ist dem Kommissariat der Auswärtigen Angelegenheiten vom Deutschen Auswärtigen Amt am 5. April 1918 zugegangen:

Gemäß Artikel 5 des Friedensvertrages hat Rußland sich verpflichtet, seine Kriegsschiffe nach den russischen Häfen zurückzuziehen oder sie unverzüglich zu entwaffnen. Tatsächlich befinden sich noch zahlreiche russische Kriegsschiffe in Kriegsausrüstung außerhalb der russischen Häfen und zwar insbesondere in den Häfen Finnlands, was dem Artikel 6 des Friedensvertrages zuwiderläuft, auf dessen Einhaltung hinsichtlich Finnlands die kaiserlich deutsche Regierung zu wiederholten Malen gedrungen hat. Im Einvernehmen mit der finnländischen Regierung schlägt die kaiserlich deutsche Regierung der russischen Regierung vor, die Entwaffnung der außerhalb der russischen Häfen im Baltischen Meer befindlichen Kriegsschiffe in Angriff zu nehmen. Unter vorläufiger Entwaffnung verbleibt sie die Entfernung von Verschlüssen, Kanonen und Minenkapseln. Die kaiserlich deutsche Regierung drückt den Wunsch aus, daß die vorläufige Entwaffnung in sieben Tagen, jedenfalls bis zum 12. April mittags, beendet sein wird. Anderfalls behält sie sich das Recht vor, Maßnahmen im Einvernehmen mit Finnland zu ergreifen.

Auswärtiges Amt: von dem Busche.

Der Friede mit Rumänien.

(Von unserer Berliner Redaktion.)

Von verschiedenen Seiten ist verlautet worden, der Bukarester Friede, dessen Unterzeichnung sich wegen der noch immer nicht abgeschlossenen wirtschaftlichen Verhandlungen um einige Zeit verzögern wird, werde die deutschen Interessen weniger berücksichtigen als die österreichischen. Wie das Friedensinstrument, wenn es erst veröffentlicht werden kann, ergeben wird, ist diese Vermutung grundlos. Zweifellos wird der Friede auch in Deutschland allgemeine Zufriedenheit hervorrufen.

Die Abreise des Staatssekretärs von Kühlmann nach Bukarest hat sich verzögert. Voraussichtlich wird aber der Staatssekretär die Reise in einigen Tagen antreten, sobald der Zeitpunkt der Wiederabreise des Grafen Czernin nach Bukarest festgestellt ist.

Russischer Protest in Wladiwostok.

h. Haag, 11. April. (Eigene Drahtmeldung.) Aus Petersburg wird gemeldet: Der Sowjet von Wladiwostok und der dortige Gemeinderat haben bei dem japanischen Konsulat gegen die Landung der Marinetruppen protestiert. Der Protest ist in höflichen Worten gehalten und enthält das Versprechen, das Aeußerste zu tun, um diejenigen zu ermitteln, die sich gegen Japaner vergangen haben. In dem Protest wird weiterhin darauf hingewiesen, daß nichts anderes als ein vereinzelter Einbruch bei Japanern vorgekommen sei. Man sei von dem Vorgehen der Japaner um so mehr entsetzt, als die Matrosen gegenüber dem verbündeten Japan keinerlei Sympathie oder Feindschaft hegten.

Japanischer Ministerwechsel?

ep. Paris, 11. April. (Eigene Drahtmeldung.) Nach einer Depesche aus Tokio ist der japanische Minister des Aeußern Motono erkrankt. Sein Rücktritt ist möglich.

Der Kampf gegen die Wehrpflicht in Kanada.

(T. U.) Haag, 11. April. Aus Montreal wird berichtet: Zum erstenmal in der Geschichte Kanadas sind die französisch sprechenden Kanadier nicht in der Regierung vertreten. Ausnahmslos sind die französischen Kanadier Gegner der Wehrpflicht. Unter der Führung des ehemaligen Ministerpräsidenten Sir Wilfrid Laurier haben sie und andere Kriegsgegner sich zu einem Block zusammengeschlossen, um die Durchführung der Wehrpflicht mit allen Mitteln zu bekämpfen. Infolgedessen ist der Burgfriede jetzt im Lande gestört.

Beschlagnahme deutschen Eigentums in Italien.

ep. Rom, 11. April. (Eigene Drahtmeldung.) Die Villa des deutschen Botschafters v. Mumm in Portici und die Villa Schellers in Genua wurden von der Regierung beschlagnahmt. Der „Messaggero“ kündigt die Beschlagnahme von Geschäften italienischer Staatsangehöriger, die mit dem Feinde Beziehungen unterhalten, an.

*

Wien, 11. April. Amtlich wird verlautbart:

Westlich des Garbasees und im Brentatal erfolgreiche eigene Sturmunternehmungen.

Sonst keine besonderen Ereignisse.

Der Erfolg der siebenten Kriegsanleihe hat uns zum Frieden im Osten verholfen.

Der Frieden im Westen muß durch die „Achte“ erzwungen werden — zeichnet!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191804125/fragment/page=0001

Bericht der Obersten Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 11. April.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Die Schlacht bei Armentières ist seit dem 9. April im vollen Gange.

Die Armee des Generals von Quast hat zwischen Armentières und Festubert die englischen und portugiesischen Stellungen auf dem Süduser der Lys und dem Ostufer der Lawe genommen. Nach Erstürmung von Bois Grenier und Neuve Chapelle überwand sie in erstem Anlauf über das verschlammte Trichterfeld hinweg die zu zäher Verteidigung eingerichtete breite Ebene mit ihren zahllosen, in jahrelanger Arbeit zu starken Stützpunkten ausgebauten Gehöften, Häusern und Baumgruppen. Unter der tatkräftigen Führung des Generalmajors Hoefer wurde noch am Abend des 9. April der Uebergang über die Lys bei Bac St. Maur durch schneidiges Zufassen des Leutnants Drebing vom Infanterie-Regiment Nr. 370 erzwungen.

Gestern wurden die Angriffe auf noch breiterer Front fortgesetzt. Truppen des Generals Sixt von Arnim nahmen Hollebeke und die südlich anschließenden ersten englischen Linien. Sie erstürmten die Höhe von Meesen (Messines) und behaupteten sie gegen starke feindliche Gegenangriffe. Südlich von Waasten (Warneton) stießen sie bis in den Ploegsteert-Wald vor und erreichten die Straße Ploegsteert—Armentières.

Die Armee des Generals von Quast überschritt an mehreren Stellen zwischen Armentières und Estaires die Lys und steht im Kampfe mit neu herangeführten englischen Truppen auf dem Nordufer des Flusses. Südlich von Estaires haben wir kämpfend die Lawe und die Gegend nordöstlich von Bethune erreicht.

Die Gefangenenzahl ist auf weit über 10 000 gestiegen, darunter ein portugiesischer General.

An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme und auf dem Süduser der Oise blieb die Gefechtstätigkeit auf Artilleriekämpfe und kleinere Infanterieunternehmungen beschränkt.

Von den anderen Kriegsschauplätzen nichts Neues.

Der Erste Generalquartiermeister:
Ludendorff.

Bei den ukrainischen Divisionen.

Von Javier Bueno.

. . . . . ., im März 1918.

Holowy war in Friedenszeiten ein kleines, aus wenigen Hütten bestehendes Dorf. Der Krieg hat aus dem kleinen Flecken eine Stadt mit Villen, Gärten und Plätzen gemacht, die von Fichtenwäldchen beschattet werden. Hier hatten die deutschen Offiziere, die die Truppen in den vorderen Schützengräben befehligten, ihre Behausung. In den drei Jahren, die der Stellungskrieg bereits andauert, hat sich Holowy merklich verschönt. Man richtete elektrisches Licht, Bäder und Spazierwege ein. Der Frieden von Brest-Litowsk und der Vormarsch der deutschen Truppen in das Innere der Ukraine veranlaßte die deutschen Offiziere, ihre zierlichen Häuschen zu verlassen und möglicherweise wird in kurzer Zeit die Axt dort ihr Vernichtungswerk tun. Augenblicklich dienen die Holzvillen den Offizieren der in Bildung begriffenen zwei ukrainischen Divisionen als Unterkunft. Nicht weit davon sind in Baracken die Truppen des zukünftigen ukrainischen Heeres untergebracht.

Auf den anliegenden Feldern, die die Landstraße durchschneidet, machen die blauen ukrainischen Kosaken militärische Uebungen. Unser Automobil begegnet auf kleinen, nervösen Pferdchen reitenden Offizieren, von denen uns einer lächelnd grüßt. Es ist der Generalstabsoberst, der gefolgt von seiner Ordonnanz, vorüberreitet.

Gegen 4 Uhr nachmittags langen wir in Holowy an, und in einer Villa, die bisher einem deutschen General zur Behausung gedient hat, empfängt uns, umgeben von seinem Stabe, der General. Er stellt uns die anwesenden Offiziere vor.

Wir werden mit Kaffee und Torte bewirtet, welch letztere unseren besonderen Beifall findet, denn wir Kriegskorrespondenten, die aus Berlin kommen, kennen dieses Gebäck nur ohne Zucker, ohne Milch und Ei. Die Torte ist der erste Beweis für uns, daß in der Ukraine noch alles reichlich vorhanden ist.

„Jetzt werden wir bald in unser schönes Kiew einziehen, und sie werden dem Einmarsch unserer prächtigen Truppen, die mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt sind, beiwohnen", sagt der General." Es sind alles ausgezeichnete Soldaten, und die Untätigkeit der Gefangenschaft hat sie ihre kriegerische Arbeit nicht vergessen lassen. In der freien Luft und bei den Uebungen auf dem Boden ihres Vaterlandes haben sie alle ihren früheren Schneid wiedergewonnen."

„Sind in den neuen Regimentern auch Soldaten, die aus dem Inneren Rußlands kommen?" — fragen wir.

„Nein, das ist nicht möglich", antwortet der General. „Wohl wollen viele in unsere Divisionen eintreten, aber wir gehen mit größter Vorsicht zu Werk und treffen eine genaue Auswahl, denn wir wollen keinesfalls die Disziplinlosigkeit in die Reihen unseres werdenden Heeres tragen lassen. Bei den Offizieren liegt die Angelegenheit anders; wir stellen viele ein, die, aus dem Innern vor den bolschewikischen Banden flüchtend, sich bei uns melden. Das Offizierswort ist eine gute Gewähr, und da diese Herren die ersten Opfer der Disziplinlosigkeit geworden sind, kann man nicht gut annehmen, daß sie diese bei uns verbreiten werden. Bedingung ist jedoch, daß sie alle in der Ukraine geboren sind."

„Und woher wissen Sie, daß diese Herren aus der Ukraine stammen, wenn sie keine Urkunden bei sich tragen, da diese ihnen meistens geraubt worden sind?" — fragten wir.

„Sie sprechen unsere Sprache, die verschieden von der russischen ist. Trotzdem gibt es auch Ausnahmen, und ich werde Ihnen sogleich zwei junge Leutnants vorstellen, die bei uns vor wenigen Tagen eingestellt worden sind, trotzdem sie nicht Ukrainer sind," bemerkt der General.

In der Tür erschienen zwei junge Offiziere in respektvoller militärischer Haltung. Der eine groß, blond und von zarter Gesichtsfarbe, der andere kräftig, dunkel, mit einem energischen Gesichtsausdruck.

„A., Fliegerleutnant . . . J., Unterleutnant der Artillerie", stellte der General vor.

Wir baten J., der ganz gut deutsch sprach, uns etwas von seinen Erlebnissen in den letzten Monaten zu erzählen.

„Es ist unmöglich, unser Leben zu schildern. Wir mußten essen was wir in die Finger bekamen. Länger als einen Monat verbargen wir uns bei 15 Grad Kälte in einem Walde. Daß wir überhaupt noch leben, ist ein wahres Wunder. Jedesmal, wenn wir aus unserem Versteck, um Lebensmittel zu suchen, hervorkamen, schoß man auf uns wie auf Tiere. Als die Deutschen nach Minsk kamen, meldeten wir uns, und hier sind wir nun . . ."

A. spricht mit uns über die verschiedenen Flugzeugtypen. Ihm machen weder die Vergangenheit noch die Zukunft Sorgen. Sein Traum ist es, in einem deutschen Apparat fliegen zu können, den er für den besten hält, und dabei stößt seine slawische Kehle ein hartes „gut" aus, das wie die Explosion eines Motors klingt.

Die beiden Weggenossen müssen sich jetzt trennen, denn der eine von ihnen kommt zu einem Regiment, das 50 Kilometer von Holowy entfernt in Garnison liegt.

Auf dem Platz des kleinen Städtchens, das der Krieg hat entstehen lassen, verabschieden wir uns von den ukrainischen Offizieren. Als wir es uns im Auto bequem machen, das uns in das Innere der Ukraine führen soll, grüßt der General und ruft uns zu: „Au revoir à Kieff! Vous verrez nos belles troupes dans notre ville". (Auf Wiedersehen in Kiew! Sie werden unsere prächtigen Truppen in unserer Hauptstadt sehen".) r.

Irland.

Englands Sorgen wachsen. Die Not des U-Boot-Krieges lastet schwer auf dem Lande — der Hunger geht um. Und von neuem reckt sich die irische Frage empor, drohender noch als vor zwei Jahren, da auf der grünen Insel die Republik ausgerufen wurde.

Die jüngsten Debatten im britischen Parlament, namentlich die Angriffe im Oberhaus auf die Irenpolitik der Regierung, zeigen, daß auf der grünen Insel wieder Hochspannung herrscht. Der unbezähmbare Freiheitsdrang des so lange geknechteten und mißhandelten Volkes droht die englischen Fesseln zu sprengen. Bisher hat England dort stets mit den schärfsten Mitteln alle Gelüste nach Freiheit und Selbständigkeit unterdrückt — die irische Geschichte ist mit Blut geschrieben. Auch heute, wo England angeblich für das Recht der unterdrückten und kleinen Nationalitäten das Schwert führt, würde es trotzdem kaum Bedenken tragen, die Iren auf die alte Weise zur Vernunft zu bringen. Aber für England liegen die Verhältnisse augenblicklich sehr ungünstig. Es kann die Aufgabe heute nicht so ohne weiteres mit blutiger Unterdrückung lösen und dem Lord French und seiner Politik der harten Faust freien Spielraum lassen.

Die irische Frage ist nämlich keine rein englische Angelegenheit mehr. Auch der große Verbündete jenseits des Ozeans hat ein beunruhigend starkes Interesse an dem Schicksal des gepeinigten Landes, denn die im November in den Vereinigten Staaten vorzunehmenden Kongreßwahlen verlangen von allen Parteien die größte Rücksicht auf die sehr zahlreichen amerikanischen Iren und ihre Wünsche. Selbst Wilson könnte sich eines Tages aus diesem Grunde veranlaßt sehen, in der irischen Angelegenheit in London mehr oder minder deutliche Vorstellungen zu erheben. Gut Wetter in Washington ist aber jetzt für England eine Lebensfrage. Die britische Regierung befindet sich daher in einer wenig beneidenswerten Lage; die harte Kritik im Parlament und die Forderung nach durchgreifenden Ordnungsmaßregeln, die heute nicht mehr nach der üblichen Methode durchgeführt werden können, erschweren sie noch mehr.

Die offene Feindschaft Irlands macht sich für England aber auch noch in anderer Hinsicht schmerzlichst geltend: die Iren treiben „passive Resistenz" in der Nahrungsmittellieferung und in der Gestellung von Menschen für den Krieg und die Kriegsarbeit. Und niemand ist da zum Vermitteln, nachdem John Redmond, der auf den Ausgleich bedachte Irenführer, vor kurzem gestorben ist.

Die Geister, die es rief, wird England jetzt selbst nicht los. Das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, mit dem die Entente ihre Eroberungsziele zu verhüllen trachtete, hat in Irland seine Wirkung nicht verfehlt und neue Hoffnungen und neue Kräfte auferstehen lassen. Und, offen oder versteckt, gehört die Sympathie der ganzen nichtenglischen Welt jenem tapferen Inselvolke, das durch kein Mittel englischer Brutalität in seinem Glauben an seine Freiheit und in seinem Kampfe für seine Selbständigkeit wankend gemacht werden konnte. Die irische Frage ist, mag England sich dagegen auch noch so heftig wehren, zu einer internationalen Frage geworden, deren Lösung auch zu den Aufgaben der künftigen Friedenskonferenz gehört.

Gedanken über meine Fahrt.

Von Fregattenkapitän Nerger,
Kommandant S. M. S. „Wolf".

Niemals sah Deutschland ein schicksalsschwereres Osterfest, nie aber auch sproßten im Lenzerwachen stärkere Hoffnungskeime auf als in diesen Tagen, da unter den wuchtigen Hieben deutscher Soldaten im Westen des Reiches Zukunft zurechtgehämmert wird.

Wir von der Marine stehen nicht beiseite. In der flandrischen Marsch kämpft das Marinekorps. Unsere U-Boote verrichten tagaus, tagein ihre unermüdliche Arbeit, nagen an Englands Weltmachtstellung wie eine schleichende, unheilbare Krankheit. Wie ist sie schon geschwunden, die angemaßte Herrschaft Britanniens über die nahen und fernen Meere!

Gewiß verschwand bald nach Beginn des Krieges die friedliche deutsche Handelsflagge vom Ozean, weil es unserer Flotte an Stützpunkten mangelte, die für Deutschland eine unbedingte Notwendigkeit sind. Doch in kriegerischer Gestalt, als Rächer der ruchlos verfolgten deutschen Handelsinteressen, kehrte unsere Flagge wieder. Die „Möwe" trug sie zweimal bis in die südamerikanischen Gewässer, der „Seeadler" führte sie nach Australien und der „Wolf" um die afrikanischen Küsten nach dem Indischen und Stillen Ozean.

Heute weht unsere Flagge von U-Boottürmen im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean, an Englands Gestaden und im Nördlichen Eismeer. Albions Schiffe sinken in die Tiefe! Englands Flotte ist heute nur noch eine Stütze für seinen Eigensinn, für die Fortführung eines im Grunde längst verlorenen Krieges um jeden Preis, für die Aufpeitschung der ermatteten, von den Mittelmächten bereits niedergeworfenen englischen Bundesgenossen.

Postraub, Neutralitätsbruch, Hungerblockade, Schiffsraub, das sind die Formen, in denen sich heute die einst so stolze britische Seemacht vornehmlich zeigt. Aber auch diese Tyrannei wird aufhören, wenn unseren U-Booten genügend Zeit gelassen wird, sich auszuwirken.

Wie leer die fernen Meere von englischen Schiffen geworden sind, davon konnte ich mich auf meiner langen Fahrt selbst überzeugen. Im Indischen, im Stillen Ozean wie in der Südsee herrscht seit Jahr und Tag nur eine Flagge, die japanische. Ungestört von englischen Kriegsschiffen konnte ich in diesen fernen Zonen die Beute jagen, hauptsächlich weil der schwierige Kampf gegen das U-Boot Englands Kräfte voll in Anspruch nimmt.

Das todbringende Uebel an der Wurzel zu packen, unsere U-Bootbasis zu zerstören, vermag England nicht.

Nutzlos verbluteten im Sommer 1917 englische Armeen im Ansturm gegen unsere Westfront, weil das englische Volk immer wieder die Offensive verlangte. Doch den entscheidenden Angriff zur See wagte England nicht, weil unsere starke Schlachtflotte, die in weiser Voraussicht von unserem Kaiser mit Hilfe seines Staatssekretärs, des Großadmirals von Tirpitz, geschaffen worden ist, unsere Küsten schirmt. Sie anzufassen, würde England des letzten Trumpfes der „Großen Flotte" gegenüber den anderen Mächten der Welt berauben, wie die Skagerrak-Schlacht beweist. Daß England dies fürchtet, geht daraus hervor, daß es sogar die Tatsache dieser Schlacht seinen Kolonien gegenüber verschwiegen hat.

Nie war unsere militärische Lage besser als heute. In einem fast vierjährigen Kriege hat das deutsche Volk abgeschnitten von der Außenwelt, die Mittel erschaffen, die es zur siegreichen Beendigung dieses Kampfes gebraucht.

Nur eines kann uns den Sieg noch streitig machen: die Uneinigkeit im Innern. Sie ist die letzte Hoffnung unserer Feinde.

Daß aber die Kraft der Heimat ungebrochen ist, soll der Welt die neue Kriegsanleihe beweisen. Draußen düngt kostbares deutsches Blut den feindlichen Boden. Hier in der Heimat gilt die unblutige, leichte Pflicht, dem Vaterland die Mittel zu geben, um den entscheidenden Schlag zu Ende zu führen.

Wenn dies, wie ich zuversichtlich hoffe, gelingt, dann ist auch die Fahrt des „Wolf" nicht vergeblich gewesen.

Kriegsallerlei.

Das Pariser Kellerleben.

Der Pariser Berichterstatter des „Maasbode" schreibt: Paris hat sich dem neuen Kriegsleben angepaßt. Jeden Abend ist man bereit, seine Wohnung bei dem geringsten Alarm zu verlassen. Die Keller sind für einen viele Stunden lang dauernden Aufenthalt eingerichtet. In einer Ecke stehen Hacke und Schaufel, damit sich die Bewohner, falls das Haus von einer Bombe getroffen wird, selbst wieder ausgraben können. So kehrt das moderne Pariser Leben wieder zu der Existenz der Höhlenbewohner zurück. Der Keller ist zum wichtigsten Teil der Wohnung geworden. Die Mietspreise der Wohnungen hängen jetzt von der größeren oder geringeren Stärke der Gewölbe der dazugehörigen Keller ab.

Der Dörfmagier.

In dem erzgebirgischen Dörfchen Marterbüchel bei Lengefeld ereignen sich gegenwärtig Dinge, die lebhaft an die Geistergeschichten der Bombastusleute in Dresden erinnern, so daß sich die Behörden bereits der Sache angenommen haben. In Marterbüchel lebt, so liest man in der „Morgenpost", ein früherer Holzwarenfabrikant namens Lorenz, der vor einiger Zeit für die leichtgläubigen und abergläubischen Bewohner des einsamen Erzgebirges „religiöse Uebungen" verrichtete, die zum Deckmantel für andere Dinge dienen. Spezialität ist die Ueberredung mit den Geistern Abgeschiedener. Ein Medium ist dazu nicht nötig, die Geister sprechen durch „Meister Lorenz". So unterhielt sich eine Kriegerwitwe mit dem Geist ihres Mannes. Sie opferte für diese Unterredung 10 Mark. Als äußeres Zeichen, daß „der Geist über ihn kommt", gerät Lorenz in Zuckungen, ganz nach spiritistischem Muster. Auch führen die Geister ihm die Hand, so daß er Briefe schreibt, die meist mit dem Satz schließen: „Mit Gott für Kaiser und Reich!" Weiter nimmt Lorenz die Einsegnung solcher vor, die zum Heeresdienst eingezogen werden. Die Eingesegneten sollen dadurch geschützt sein gegen Tod und Gefahr. Die Anhänger rühmen diesem Segen die Kraft nach, daß die Eingesegneten vor jeder größeren Aktion erkranken, so daß sie also weit weg vom Schuß bleiben. Ereilt aber dennoch einen das Schicksal, so heißt es: „Er war noch nicht völlig durchdrungen von dem Segen."

Italienische Hetzereien.

Die schamlosen Lügen und Verleumdungen über angebliche Barbareien der deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen gegenüber der italienischen Geistlichkeit, mit denen sich die italienische Hetzpresse nach dem siegreichen Einmarsch der Verbündeten in Oberitalien nicht genug tun konnte, werden jetzt durch das glaubwürdige Zeugnis eines angesehenen italienischen Klerikers entkräftet. Folgende Erklärung hat nach dem Luzerner „Vaterland" vom 11. März der Bischof von Concordia in Venetien, Francesco Isola, in der „Famiglia" veröffentlicht: „Ich, Unterfertigter, Bischof von Concordia, halte es für meine Pflicht, auf meine Ehre, und nur um der Wahrheit zu dienen, zu erklären, daß in den von der österreichisch-ungarischen Isonzoarmee besetzten Gebieten die katholischen Geistlichen von Seiten der militärischen Behörden weder Internierungen noch irgendwelche Bestrafungen erlitten haben, daß sie im Gegenteil wie sämtliche anderen kirchlichen Personen (Klosterbrüder und Schwestern) überall mit ehrerbietiger Rücksicht behandelt worden sind." — Die 275 000 Katholiken zählende Diözese Concordia liegt östlich dicht an der österreichisch-ungarischen Grenze (Görzer Friaul). Bischof Isola amtiert dort seit 1896, steht im 68. Lebensjahr und genießt seit jeher großes Ansehen.

Schleichhandel im großen.

Die Kasseler Kriminalpolizei kam einem umfangreichen Schleichhandel auf die Spur. Sie beschlagnahmte 728 Zentner eingesalzenes Schweinefleisch, das aus Gelsingen mit einem Leerzug nach Kassel eingeführt worden war, ferner 46 Fässer Oel im Werte von 300 000 Mark, das teilweise schon für den menschlichen Genuß unbrauchbar geworden war. Das Fleisch wurde von der Polizei der Stadt Kassel für den nächstgelegenen Kommunalverband im Auftrage des Kriegsernährungsamtes überwiesen.

Kriegshumor.

Zwei Kontoristinnen sitzen sich am Schreibtische gegenüber. Marianne zu ihrer Kollegin: „Demnächst kommt auch Karl auf Urlaub aus dem Felde." Kollegin Friedel: „Schon wieder?!" Marianne: „Jawohl, er ist sehr beliebt bei seinen Vorgesetzten — und außerdem, es schadet ihm nichts, wenn er mal wieder von der Kultur beleckt wird." Friedel: „Seit wann heißt denn du „Kultur"?" (Jugend.)

Was ist mehr? „Du, Anton, unser Freilein sagt immer, ihr Breitjam sei en Kavalier, aber du bist doch en Kavalleriste, Was is denn nu eijentlich mehr?"

Zur Vereinigung Beßarabiens mit Rumänien!

Das jetzt mit Rumänien vereinigte Beßarabien finden Sie auf der Karte der Bukowina und von Rumänien von Professor W. Liebenow.

Mehrfarbige Karte nur 80 Pfg.

Nur zu beziehen durch den
General-Anzeiger f. Halle u. d. Prov. Sachsen.

Der Sieger.

Roman von Marie Stahl.

19) (Nachdruck verboten.)

Bandow hatte es sich nicht nehmen lassen, die junge Frau mit einem großmächtigen Rosenstrauß zu empfangen, und als der alte, grauköpfige Grunert ihr am Wagenschlag die Hand küßte und einen etwas ungelenken Glückwunsch stammelte, wäre sie ihm am liebsten um den Hals gefallen. Stöwesands waren am Tage vorher abgezogen nach Rüsterbusch, und an Augustes Stelle begrüßte sie Frau Lehmigke, eine tüchtige, erfahrene Wirtschafterin, mit tadelloser Ehrerbietung. Auch Herr Walker, der neue Inspektor, ließ es an Ergebenheit, die ihm beim Anblick der jungen Herrin von Herzen kam, nicht fehlen, und Emma, die neue, junge Zofe, die Herr von Quarz in den persönlichen Dienst seiner Frau angestellt, bewies, daß sie Routine und gute Manieren hatte.

So störte kein Mißklang den frohen Abend, und als das Ehepaar später noch lange auf dem Gartenbalkon beisammensaß, während langsam der goldene Sternenreigen der Nacht über den Baumwipfeln aufzog, sagte Duwe, den Kopf an die Schulter ihres Gatten gelehnt: „Wilderich, wenn ich heute nacht noch sterben sollte, ich hätte doch das Leben voll und ganz gelebt und seine Tiefen ausgeschöpft."

Am folgenden Tage kam Tora, und das gab zunächst eine kleine Enttäuschung. Sie war befangen und hatte sichtlich ihre Harmlosigkeit verloren. Helgas Tränen und das, was sie beim Abschied in Köslin erlebte, wirkte noch zu lebendig nach und störte ihr Gleichgewicht, wochenlange Bannerbergsche Dressur steckte ihr in den Gliedern und raubte ihr die naive Unmittelbarkeit, die sonst ihren großen Reiz ausgemacht.

Sie flog Duwe nicht an den Hals, sondern sie küßte ihr die Hand, knickste und sah verlegen zu ihr auf, und als Herr von Quarz sagte: „Aber, Mädel, hast du denn nicht richtig verstanden? Das ist ja nun deine liebe Mama!" warf sie sich mit einem Tränenstrom in seine Arme. Er bekämpfte mit Mühe seinen Unmut, denn er wußte sofort, wessen Einfluß sich hier geltend machte, und wenn auch der Aerger nicht ihr galt, so klang er doch hörbar aus seinen Worten, als er sie von sich schob und kopfschüttelnd sagte: „Was ist denn mit dir vorgegangen? ich kenne dich ja gar nicht mehr wieder." Doch hier legte sich Duwe ins Mittel, sie zog Tora an sich, legte den Arm um sie und führte sie ohne viel Worte mit sich fort. Nach wenigen Stunden, als Herr von Quarz von seinem Ritt heimkehrte, sah die Sache schon ganz anders aus. Das Kind hatte wieder helle Augen und lachte. Duwe machte gerade mit ihr einen Rundgang über den Hof, um ihre Tierlieblinge zu begrüßen, und das Glück, daheim zu sein, verscheuchte alle Schatten.

„Da siehst du", sagte später Herr von Quarz zu seiner Frau, „wie leicht solch ein Kind zu beeinflussen ist. Es bestärkt mich in meinem Vorsatz, Tora hier zu behalten und sie nie in eine dieser höheren Dressuranstalten zu geben, die mir die Rosenhagen so dringend empfohlen, das Beste ginge an ihr verloren. Ich hätte es aber doch Bannerbergs nicht zugetraut, daß sie es wagen dürften, solch ein Kind derart zu beunruhigen und sich zwischen dich und Tora zu stellen. Nun, sie werden die Folgen zu tragen haben."

Ein banger Ausdruck trat vorübergehend in Duwes Augen. Sie kannte Bannerbergs bereits zur Genüge und wußte, daß der Riß zwischen ihr und ihnen unheilbar sei. Sie warfen jetzt den ersten Schatten in ihr junges Eheglück, und sie selbst hatte als arme Schönheit bereits zu viel von der Grausamkeit und Unbarmherzigkeit der Welt kennen gelernt, um nicht zu fürchten, daß niemand ihr so recht das große Los, das ihr mühelos in den Schoß gefallen, gönnen würde. Sie hatte nicht mehr das sorglose Schicksalsvertrauen ihres Gatten, der immer als Bevorzugte durch das Leben gegangen war; aus diesem ersten Schatten flatterte vor ihrem starr werdenden Blick etwas Gespensterhaftes, wie eine Zukunftsahnung, die nicht Form noch Namen hatte und gleich wieder im hellen Licht der Gegenwart zerfloß, aber sie hatte ihr doch eine Sekunde lang ein leises Grauen durch alle Adern gejagt.

Der folgende Tag brachte etwas sehr Schweres für Duwe, auf das sie eigentlich gar nicht gefaßt gewesen.

„Halte dich bereit", sagte ihr Gatte am Vormittag zu ihr, „wir müssen heute nachmittag unseren pflichtschuldigen Besuch bei Pastor Störtebeck in Rakehne machen. Es ist höchste Zeit, denn Sonntag halten wir unseren ersten Kirchgang. Ich bin gestern in der Pfarre mit herangeritten und habe uns auf heute angemeldet und mich mit dem Pastor über die Art unserer Eheschließung auseinandergesetzt. Du kannst dir denken, es war nicht leicht für ihn, diese Pille zu schlucken, und es kostete einen kleinen Kampf, aber er ist ein ruhiger, einsichtsvoller Mann und keiner von den Scharfmachern, die gewöhnlich nichts zu erzielen pflegen, als daß sie die Leute aus der Kirche fortgraulen. Er sah ein, daß mein Fall ein Ausnahmefall sei und daß er den Verhältnissen Rechnung tragen müsse, und so versprach er, dich mit allen gebührenden Ehren empfangen zu wollen. Richte nur deine Toilette etwas würdig und feierlich ein, dem Milieu entsprechend."

Duwe schlug das Herz bis zum Halse hinauf, als sie später durch die Felder nach Rakehne fuhren. Um den Weg zu kürzen, wurde die Landstraße vermieden und die sehr viel hübschere Route, die Feldwege entlang gewählt. Wo der Roggen gestanden, breiteten sich jetzt die Stoppeln. Auf dem braungesengten Grabenrain, unter dem Ebereschenbaum mit den glühroten Vogelbeeren, saß die Melancholie, die Vorbotin des Herbstes, und spann dem Sommer sein Sterbekleid aus Mariengarn, dessen silberweiße Fäden an Halm und Brombeergestrüpp hingen und von jedem Hauch getragen hoch in der glasklaren Luft segelten.

Sie fuhren am Wegstellen vorbei, die Duwe nur zu bekannt waren, und es konnte Herrn von Quarz nicht entgehen, daß seine Frau verstummte und verstört aussah. Er streichelte gütig ihre Hand und sagte: „Aber, Kind, wegen unserem guten Pastor brauchst du dich wirklich nicht aufzuregen."

Der Empfang im Pfarrhause ließ denn auch nichts zu wünschen übrig. Das Ehepaar wurde zuerst in die Studierstube des Pastors geführt, wo ein Tisch mit Blumen, brennenden Kerzen und einem Kruzifix zu einem kleinen Altar umgewandelt war. Hier überreichte der Pfarrer Duwe mit einer herzlichen Ansprache eine schöne Bibel, wie sie alle Bräute in der Gemeinde am Altar in den Ehestand mitbekamen. Und da Herr von Quarz darum gebeten hatte, ließ er sie niederknien und erteilte ihnen seinen Segen. Die anspruchslose Feier schloß mit dem Vaterunser, und er vollzog diese kleine Handlung mit so viel Takt und schlichter Wärme des Gefühls, ohne jede Rüge der vernachlässigten kirchlichen Trauung, daß Duwe sich im tiefsten Herzen ergriffen und dankbar fühlte. Eine seltsam innige Aufwallung zog sie zu dem freundlichen, guten Mann, der sein Seelsorgeamt in wahrhaft christlichem Sinn auffaßte, und ein spontanes, heißes Verlangen regte sich in ihrem Herzen, ihm beichten und vertrauensvoll ihre Schuld bekennen zu dürfen, die sie bisher kaum als Schuld empfunden.

Unterdessen hatte Frau Pfarrer Störtebeck einen Kaffeetisch hergerichtet, der dem pommerschen Pfarrhause alle Ehre machte und in seiner Vortrefflichkeit nicht übertrumpft werden konnte. Ganz ohne Katastrophe war das nicht abgegangen, denn Fieken, die Küchenmagd, die immer noch angelernt wurde, konnte nicht umhin, in ihrem freudigen Erstaunen über die Prachtentfaltung von so viel Silber, Glas und Porzellan zu stolpern und einige von den feinen Küchentellerchen mit Goldrand und Streublumen aus dem Erbschatz der seligen Großeltern, zusammen mit einem Sahnenkännchen — echt Biedermeier von Tante Dorette — in weitem Bogen an die nächste Wand zu schleudern, so daß sie in Atome zersplitterten, worauf sie sich vor Entsetzen über diese Missetat unversehens rückwärts in die Schale mit frischer Schlagsahne setzte, die im kalten Wasser eines Eimers stand.

(Fortsetzung folgt.)